

Spessartheimat

Von Johannes Boersch

Zwischen Birken und Wachholder
blüht das Heidekraut,
über Birken und Wachholder
weht der Wind so traut.

Auf die Blüten und Gedanken
im Erinnerungskranz
wirft ein heißes Jugendsehnen
seinen Seidenglanz.

Wenn die Abendnebel wandern
übers Heidekraut,
klingt aus stillem Mühlengrunde
leis ein Vogellaut.

Aus der Seele streckt sich müde
eine weiße Hand,
greift in weiches Waldesdunkel
wie in Heimatland.

Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller

Von Peter Schneider

(Fortsetzung)

Die ganze ungeschminkte Offenheit eines echten Vertreters der Volkskunde zeigt übrigens Böhm, wenn er etwas später in seinem guten Latein ein landläufiges Sprichwort wiedergibt, das besagt: Schwaben könne ganz Deutschland mit Dirnen versorgen, Franken habe Räuber und Bettler die Menge, Böhmen aber Keizer, Bayern Diebe, die Schweiz erzeuge lauter Henker und Hurenwirte, die Sachsen seien Säufer allzumal, in Friesland und Westfalen seien die Meineidigen, am Rhein endlich die Schlemmer zu Hause.

Nicht ganz vergessen seien jene Ausländer, besonders Italiener des 16. Jahrh., die in der Regel aus politischen Gründen Deutschland bereisten und in ihren Berichten mancherlei Bemerkenswertes über deutsches Volk und Land zu sagen wissen. Ganz im Einklang mit Johann Böhms Bemerkung über den ritterlichen Raub hebt Contarini die Wegelagerei in Franken besonders hervor. Durch die Wegelagerei des räuberischen fränkischen Adels, der an den Straßen die Reisenden, besonders die Kaufleute, gewerbsmäßig ausplündert, wird es äußerst gefährlich dieses Gebiet zu bereisen, trotzdem der Schwäbische Bund gegen diesen übeln Brauch scharf vorgegangen ist, der nach Contarinis Ansicht seit den Tagen Julius Cäsars ununterbrochen im Schwang geblieben ist! Von einzelnen fränkischen Städten wird Nürnberg als die erste Stadt Deutschlands bezeichnet. Ihre Bewohner sind sehr zahlreich, ihrem Charakter nach stolz und kriegerisch: stolz auf den Reichtum, kriegerisch im Vertrauen auf die Macht ihrer Stadt. Trotzdem sind sie gehorsame Untertanen — und das bezeichnet der venezianische Gefandte Marino Cavalli als Seltenheit in Deutschland. Bamberg hat (nach Ercole) keine Mauern — ebenfalls eine

Seltenheit in deutschen Landen — ist schön und groß (B e s o z z i) und liegt an an Lebensmitteln hervortut. Die bischöfliche Residenz liegt sehr schön auf einem der fischreichen Negrin in einer Landschaft, die sich besonders durch ihren Reichtum Berge. So F a l e t i, dem das Schwinden des kriegerischen Geistes der Bamberger gegenüber der alten Zeit aufgefallen ist. Von K u l m b a c h weiß Besozzi, daß es eine der stärksten Festungen von ganz Deutschland besitzt, die auf einem äußerst steilen Felsen liegt, der die Stadt beherrscht. — Bemerkenswert ist schließlich, daß Besozzi von der sogenannten Mainlinie eine Vorstellung hat: der Main, sagt er, scheidet Ober- und Niederdeutschland. Trifft dies auch, wie wir wissen, nicht zu, so liegt dem doch die richtige Vorstellung von der Lage des Mainlandes in Mitten Deutschlands zugrunde.

Noch eine Seite der Renaissance muß berücksichtigt werden. Die Renaissance fördert auch den Gedanken der Freiheit des Einzelmenschen, den I n d i d u a l i s m u s. Der Mensch, im Mittelalter gebunden durch mannigfache Bande, will nunmehr seinen Anlagen entsprechend sich ausleben. Er schlägt dabei natürlich öfters über die Stränge; aber es wurde doch auch ein berechtigtes und fruchtbare Selbstgefühl geweckt, und dieses Selbstgefühl lag ganz gewiß den Gliedern eines Volkes nicht so ferne, dessen größter Dichter gesagt hat, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die P e r s ö n l i c h e i t. Erfolgten dann äußere Angriffe wie durch die alten Erbfeinde, die Franzosen, so bekam sich auch das deutsche Volk als nationale Persönlichkeit wieder auf die stolze Geschichte und die Tugenden der Ahnen und fühlte die Verpflichtung es ihnen gleich zu tun. Aber auch die einzelnen deutschen Stämme fühlten wieder die alten Quellen ihrer Kraft, die aus ihrem Stammestum quollen. Dies aber war damals gar nicht mehr so selbstverständlich, denn an Stelle der alten Stammesherzogtümer war längst eine bunte Masse von Kleinstaaten getreten, Deutschland war staatlich furchtbar zersplittert, und dies war mit am meisten in unserem Frankenland der Fall.

Haben alle meine Leser schon einmal über den Namen unseres Heimatlandes nachgedacht? Ist ihnen deutlich zu Bewußtsein gekommen, daß „Franken“ überhaupt kein Ländername ist, sondern daß es lebende M e n s c h e n bedeuten? Es ist der 3. Fall einer Mehrzahl: „zu den Franken“ heißt das Land, wo die Franken wohnen. Die M e n s c h e n sind die Hauptsache im Land. Solange das Gebiet ungeteilt bleibt, ist ein solcher Name im wahren Sinn des Wortes lebendig. Aber nun erfolgt die Zersplitterung. Der Bewohner Ansbachs fühlt sich als Markgräfler, der von Würzburg als Angehöriger eines geistlichen Stiftes, der Nürnberger als Reichsstädter. An Stelle eines stolzen Stammesbegriffs tritt das kleinliche Ideal des deutschen Kleinstaates. Der Bischof von Würzburg nimmt für sich allein den Titel eines Herzogs in Franken in Anspruch und dadurch beginnt der Begriff Franken für alles nicht Würzburgische Gebiet langsam außer Gebrauch zu kommen, nicht zwar in der Wissenschaft und in der amtlichen Sprache, aber im lebendigen Volksbewußtsein. Das Z u s a m m e n g e h ö r i g k e i t s g e f ü h l steht vor der Vernichtung.

Da besannen sich denn nun Menschen, die vom Hauch des Humanismus und der Renaissance berührt waren, ihres F r a n k e n t u m s und trugen es, der armeligen Zersplitterung zum Trost, mutig zur Schau. Der fränkische Ritter U l r i c h v o n H u t t e n träumt von einer Wiedergeburt Deutschlands durch die fränkische Ritterschaft. Darüber hinaus umfaßt sein stark volkstümliches Gefühl den ganzen Heimatstamm in allen seinen Ständen als einen urtütigen deutschen

Volksteil, und der Gedanke daran, daß die Franken das Herrenvolk Deutschlands sind, entlockt ihm das stolze Wort, das über allen fränkischen Türen stehen sollte, nicht zur Beförderung des Hochmuts, sondern als starke Mahnung und Bindung: „Quisquic Franee nobilis“. Jeder Franke ein Edelmann. Aber auch andere Humanisten waren von demselben Gefühl beseelt. Wer durfte hier des wackeren Landsmannes Friedrich Taubmann aus Wonsees bei Hollfeld vergessen (1565 – 1613), der als Professor der lateinischen und griechischen Sprache an der Universität Wittenberg gestorben ist? „Rector Academiae Wittebergensis Fredericus Taubmannus, Francus Bonarum Litterarum Professor“, also pflegte er mit Stolz und mit Heimatstolz über eine Anzahl seiner Gedichte zu schreiben. „Ein Franke bin ich und bewundere meine Franken und liebe sie und preise sie auch“ sagt er in einem poetischen Gruß an den Bamberger Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel. Und schier unzählige Male segt er zu Namen von Freunden die nähere Bezeichnung Francus hinzu, oft in einer Weise, die ein klassisches Vorbild für uns sein könnte, wie wir die kleinliche Zersplitterung, das Krähwinkeltum überwinden und doch dabei recht genau in der Angabe des Geburtsortes sein könnten: „Val. Erhard Wolfhart, Rotenburgo-Tuberanus, Francus“ – ein Franke aus Rothenburg o. T.; „Caspar Fink, Creilshemio-Francus, ein Crailsheimer Franke“.

Solch persönliche Stellungnahme darf man natürlich nicht bei jenen erwarten, die – auch unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Bestrebungen der Humanistenzeit – sich bemühten, Ortsbeschreibungen und Reisebücher für Deutschland und die angrenzenden Länder zu verfassen um den Bedürfnissen des Lebens wie der Schule zu genügen. Matthäus Merian der Ältere, der Herausgeber der bekannten Topographien, muß hier an erster Stelle genannt werden. In seinen an Genauigkeit und Übersichtlichkeit meisterhaften Kupferstichen ist er eigenshöpferisch; für den Wortlaut der Topographien zieht er andere Schriftsteller zu Rate oder beauftragt, wo entsprechende Werke fehlen, irgendwelche Zeitgenossen mit der Absfassung. So lieferte ihm die Beschreibung Frankens in der *Topographia Franconiae* (Frankfurt 1648) der „edel, fest und hochgelehrte Herr Georg Christoff Walther, beider Rechten Doktor, auch der Herren Graven von Castell und des Heil. Röm. Reichs Stadt Rotenburg an (sol) der Tauber Rath und Advocat“ im Jahre 1643. Dessen Beschreibung beginnt mit dem gewichtigen Satz: „Es ist im ganzen Deutschland kein Provinz oder Landsart, dem allein das Land zu Franken, welches Edel und Frey genannt wird; daher die Freye Franken bey den Chronologis vielmal allegiert werden.“ Dann folgt – schon ähnlich wie in unseren heutigen Erdkundebüchern – eine Beschreibung der Landesnatur und der staatlichen Verhältnisse, woran sich in alphabeticcher Reihenfolge die Einzelbeschreibungen aller Städte und Dörfer reihen; also ein Nachschlagebuch im eigentlichen Sinne. Von den vorausgehenden allgemeinen Bemerkungen verdient Beachtung, daß schon für die damalige Zeit für bestimmte Gegenden Frankens Holzarmut festgestellt wird, so für den Ochsenfurter Gau, wo an Stelle des Holzes „stupffeln und stroh“ gebraucht werden (?). Diesen holzarmen Gegenden stehen freilich die „großen Wildnisse“ Spessart, Odenwald und Steigerwald sowie die großen Waldungen auf dem Gebürg (Jura) und im Nürnbergerischen gegenüber. Handelsstädt (Emporia) sind, wie heute noch, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Schweinfurt und Kitzingen. Der große Krieg, den Merian schaudernd miterlebte, hat natürlich auch das vol-

und kulturreiche Franken verheert; die „neulich durch das Land gereist, können sagen, daß sie an manchen Orten weder Menschen noch Vieh angetroffen haben.“

Ein Zeitgenosse und Mitarbeiter Merians war Martin Zeiler, der abgesehen von seiner Beteiligung an der Herausgabe der Topographien auch selber ein umfängliches Werk „Germania Nov-Antiqua“ mit einem Untertitel auch „Itinerarium Germanie“ im Jahre 1632 abgeschlossen hat. Durch dieses Werk wurde Zeiler ein Vorläufer der modernen Reisebücher, ein Bädeker des 17. Jahrhunderts – nur hat Zeilers dicken Folioband wohl niemand auf die Reise mitgenommen. Nach den üblichen geschichtlich-erdkundlichen Einleitungen, deren Inhalt Zeiler dem Studium einer Unmenge von Schriftstellern verdankt, bringt er eine Reihe von – wie man heute sagt – Reiserouten kreuz und quer durch Deutschland, die er selber ausgeführt und in seinem Werk dann beschrieben hat. Was er anlässlich einer Reise durch Franken über die Geschichte und Beschaffenheit des Landes und Volkes sagt, ist ziemlich bemerkenswert. Mit Jakob Wimpfeling tadeln er die lateinische Form „Franconia“ als barbarisch und unrecht; man müßte *Francia Orientalis* sagen. Den Ursprung der Franken führt er auf eine Reihe von germanischen Stämmen zurück, die sich „miteinander vereinigt und ein corpus und ewigen Bund gemacht“ hätten: Die Ubii, Mattiaci, Inhones (?), Sicambri, Tencteri, Usipetes, Marsi, Marsaci, Tubantes, Bructeri, Chamavi, Angrivarrii, Dulgibini, Chassuarrii, Ansibarrii, Frisii, Chauci, Cherusci, Gambrivii, – und die heutige Forschung gibt, wenn man etwa von den Friesen absieht, ihm und seinen Gewährsmännern recht insofern, als sie tatsächlich die meisten der genannten Stämme als Bestandteile des Gesamtstammes der Franken auffaßt, namentlich die Chauken als Grundstock der salischen Franken. Freilich, wie die Franken in das heutige Frankenland gekommen sind, das – meint Zeiler – kann man eigentlich nicht wissen. Doch trifft er wenigstens einen Teil der Wahrheit, wenn er angibt, daß die Franken die alten Sizae der Alemani am Main eingenommen hätten, als diese gegen Mittag gezogen seien. Von den zeitgenössischen Franken hebt Zeiler den „großen Adel“ hervor, darunter die „Seinsheim für die ältesten, die Einheimer für die stolzesten, die Grumbacher für die reichsten und die Seckendorffer für die meisten oder mehrsten gehalten werden“. Hinsichtlich der Sitten und Gebräuche in Franken bringt er einiges aus einem französischen Werk, das selbst wieder unsern Johann Böhm von Aub ausschreibt. Was die schon von Böhm angeführten schlechten Eigenschaften des Fluchens und Raubens anlangt, so nimmt Zeiler die Franken in Schutz, indem er sagt, man dürfe bei solchen Dingen nicht verallgemeinern. „Es seyn zwar alte Reime auch bei den Deutschen, die also laufen:

Sachs, Bayr, Schwab und Frank,
die lieben all den Trank.

Aber ich möchte gern auf den übrigen Deutschen Völkern eins hören und sehen, so einen guten Trunk ausschlagen sollte, wenn man insgemein davon reden wil.“

Ergötzlich ist es zu beobachten, mit welcher Ehrfurcht und Ergebenheit Merian, Zeiler und ihre Zeitgenossen von den Fürsten ihres Jahrhunderts sprechen. Freilich, dieses Jahrhundert brachte die höchste Ausbildung der unumschränkten Macht der Fürsten. Vorbereitet durch die Einführung des römischen Rechts in Deutschland, begünstigt durch die religiösen Streitigkeiten, deren vorläufige Friedensschlüsse den Fürsten sogar die Macht über die Gewissen ihrer Untertanen gaben, erreichte die unumschränkte Fürstenmacht unter Ludwig XIV. ihre Höhe und wußte

sich volle 150 Jahre auf dieser Höhe zu erhalten. Für jeden dieser unumschränkten Herrn war an den Grenzen seines Landes oder Ländchens die Welt seiner tieferen Teilnahme, war auch meistens sein deutsch-vaterländisches Empfinden zu Ende; nur der Machthunger gähnte darüber hinaus. Jenseits der Grenzen war das „Ausland“. Hätten sich da die biederer Bewohner der Herrschaft Speckfeld nicht daran gewöhnen sollen in denen von Castell eine andere Rasse zu erblicken? Der Schwund des Zusammengehörigkeitsgefühls wurde besonders in Franken noch durch eine Eigentümlichkeit der Landschaft erleichtert. Unser Frankenland ist kein einheitliches geographisches Gebiet. Es zerfällt in mehrere Landschaften, die voneinander verschieden und durch Bodenerhebungen und Wälder voneinander getrennt sind. Wir Franken gehören nicht zu einem Stromgebiet. Unser Land hat keinen auffallenden Mittelpunkt, es hat kein großes, dem Meere stark und entschieden zu strebendes Flusstal. An keinem Punkt Frankens, mag seine Aussicht noch so gerühmt werden, haben wir das Gefühl, daß wir inmitten eines großen, einheitlichen Gebietes ständen. Wir haben keine große, in der Mitte gelegene Stadt, keinen unbedingt anerkannten Mittelpunkt der Kultur; wir haben kein München, kein Mainland, kein Berlin, nicht einmal ein Stuttgart. All das war schon so in früherer Zeit. — Aus diesen Gründen zusammen wurde der Gesichtskreis der fränkischen Staaten und Gemeinwesen so eng, daß schließlich — beispielsweise — die Nürnberger des 18. Jahrh. glaubten, ihre bankerotte Stadt dadurch zu retten, daß sie ihren Bewohnern verboten am Sonntag Nachmittag im Ausland d. h. in den benachbarten bambergischen und ausbächischen Orten, für einen Kreuzer Käse zu verzehren.

Es fehlt uns aus der Blütezeit der unumschränkten Fürstenmacht irgend eine Schilderung, die dem Begriff „Franken“ gerecht wurde, ja überhaupt ernstlich mit ihm rechnete. Das Dasein des fränkischen Reichskreises seit Anfang des 16. Jahrh. änderte nichts daran. Aber gerade der Absolutismus gebar etwas, das zunächst für einen kleinen, aber geistig hochstehenden und auch einflußreichen Kreis von Menschen die Kenntnisnahme auswärtiger Länder, ihrer natürlichen Bedingungen, ihrer Bewohner nötig machte. Das ungeheure Geldbedürfnis der Staaten zwang zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen und führte zur Erfindung des Merkantilsystems, d. h. der Förderung des Handels und Wandels durch staatliche Maßnahmen. Solcherlei zwang zu Reisen, die sich auf alle Fälle des Mantels der Wissenschaftlichkeit bedienten. Die erneute Neiselust gebildeter Kreise entsprang aber auch einer gleichzeitigen philosophischen Zeitströmung, nämlich der Aufklärung, die das 18. Jahrhundert beherrschte. Man muß alles kennen lernen, und was man in der Ferne geschaut, der eigenen Heimat nutzbar machen. Dies ist der edelste Zweck des Reisens — denn es ist der vernünftigste! Ein dritter Grund endlich vermehrte die Zahl der Reisenden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Winckelmann und Lessing entdeckten aufs neue die Kunst der Alten; auch die Dichtkunst lenkt in die Bahnen der Nachbildung klassischer Muster des Altertums ein — so wird Italien das gelobte Land der Dichter und Künstler, die, z. T. mit schlecht verhüllter Ungeduld, z. T. mit wirklicher Anteilnahme, auf der Reise dorthin auch Deutschland kennen lernen.

Ein Apostel der Aufklärung bereiste Deutschland im Jahre 1781 in der Gestalt des Berliners Christopher Friedrich Nicolai, und was er alles gesehen, legte er in einem Werk von nicht weniger als 12 Bänden nieder. Es ist fass-

sam bekannt, welch heftige Angriffe aus allen von ihm bereisten Gebieten nach Erscheinen des Werkes auf ihn niederprasselten. Und nicht mit Unrecht! Nicht als ob es Nicolai an gewollter Unparteilichkeit oder an Beobachtungsgabe gefehlt hätte. Was jene angeht, so merkt man an vielen Stellen das ehrliche Bestreben gerecht zu sein, und seiner Beobachtungsgabe verdankt der heutige Volksforscher eine Reihe immerhin schätzbarer Bemerkungen, wie wenn er z. B. in Franken feststellt, daß der Augenaufschlag und überhaupt der Blick der katholischen Mädchen ein anderer sei als der der protestantischen, oder wenn er beobachtet, daß der Typus, oder wie man damals sagte, die Phisiognomie der Bamberger sehr einheitlich sei. Aber Nicolai war eine äußerst hausbackene Alltagsnatur, und er war ein unverbesserlicher Schulehrer. Ueber *Die e f e n g e m ä l d e*, deren er natürlich in Franken genug beobachten konnte, urteilt er also: „Wenn die Pracht eines großen Saales oder einer Kirche es durchaus erforderte, daß an die Decke etwas müßte gemalt sein, so müßten es entweder wohl übereinstimmende architektonische Verzierungen oder ein durchaus simpler Gegenstand sein, der mit einem Blick ganz übersehen werden kann. Wer wird den ganzen Körper zurücklegen und sich die Augen verderben wollen um aus einer Menge übereinander geworfener, verkürzter, oft nur aus einem einzigen Gesichtspunkt richtig erscheinender Figuren die Vorstellung einer uninteressanten Begebenheit herauszusuchen, oder eine schiefe Allegorie herauszuklären, die oft, wenn sie endlich entziffert ist, nicht die Mühe lohnen kann, daß man darüber nachgesonnen hat. — Eine ernsthafte Betrachtung eines Menschenfreundes verdient der Missbrauch, den viele Maler und Bildhauer von ihrer edlen Kunst gemacht haben um die Denkmale der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit, des geistlichen Betruges, um unmoralische nördliche Legenden zu verewigen . . . Kann man sich des Gedankens erwehren, daß der Künstler Sünde tut, der alle Kraft und Reize seiner Kunst aufbietet, um die abgeschmacktesten Legenden, die dem dicksten Aberglauben dienen, fortzupflanzen, und seine Mitmenschen zu einer Beschaulichkeit zu erhitzen, welche der Natur und Würde der Menschheit widerstreitet?“ So der Nationalist Nicolai. Wenn er irgend etwas bemerkt, was gegen seine Auffassung von Vernunft verstößt, flugs setzt er sich hin und schreibt Seitenlange Belehrungen und Ermahnungen in unerträglich hofmeisterndem Ton, und es geht ihm durchaus das Gefühl dafür ab, wie die Beleidigung beginnt.

Ohne daß Nicolai es selbst beabsichtigt hätte, klingt und schwingt in jeder Zeile der Unterton: „Bei uns in Berlin ist das alles viel schöner, viel besser, viel vernünftiger.“ Das katholische Bamberg geht ihm sichtlich auf die Nerven, aber auch an der Reichsstadt Nürnberg hat er sehr viel auszusezen. Wo sein Herz ist, das sieht man aus folgender Stelle: „Wir verließen gegen Mittag das prächtige Pommersfelden und fuhren nach Erlangen. So wie man das fette Bambergische Land und den schmalen Streifen des Reichs-Ritterschaftlichen Landes verläßt, und in das Fürstentum Brandenburg tritt, findet man sandigen Weg und Wälder von dichtem Aufschluß junger Föhren oder Fichten mit den hohen Spitzen. Ich glaubte in der Gegend um Berlin zu sein. „Salve patria tellus!“ dachte ich: „Land, das nicht scheinbar, doch gut ist! Land, das dem Faulen kein Getreide trägt, aber durch Fleiß gedüngt, die Arbeit zwar mäßig, doch hinlänglich und im Verhältnisse des Fleisches belohnt!“ . . . usw. Im übrigen schwebt ihm Franken als einheitlicher Begriff vor, aber er ist ein zu kleiner Geist um das Gemeinsame wirklich herauszufinden: ohne es zu wollen, steigert er in seiner Darstellung die wirklich vorhandenen Unterschiede der einzelnen Gebietsteile, und da er anderseits nicht weiß, daß der fränkische

Reichskreis auch Gebietsteile umfaßte, die dem Volkstum nach ursprünglich gar nicht fränkisch waren — so der untere Teil des Bistums Eichstätt und die Gegend südöstlich von Nürnberg — so verfällt er in Fehler wie z. B., daß in Nürnberg „der fränkische Provinzialausdruck fast am stärksten zu finden“ sei, während doch in Wahrheit die Altnürnberger Mundart oberpfälzischen Charakter trägt. —

Wenige Jahre später betrat wieder ein Guest aus Norden den Boden Frankens, auch ein Mann der Aufklärung, aber ein ungleich größerer Geist: Johann Gottfried Herder, der 1788, wie zwei Jahre zuvor Goethe, nach Italien flüchtete. Er hatte sich in Thüringen infolge mancher Widrigkeiten nicht wohl gefühlt und stieg über den Kamm des Thüringerwaldes sozusagen mit der Absicht, daß es ihm in Franken wohl gefalle. Seine Erwartungen erfüllten sich. Daß Herder das Gemeinsame fränkischen Lebens fühlte, beweist auch die Stelle, wo er von seinem Aufenthalt zu Ansbach im Knebels Familie berichtet. Dort gefiel es ihm sehr wohl; „auch drückt sich“, sagt er, „überall der Charakter des Landes mit aus, daß man bequemer, ungezwungener, natürlicher ist und lebet.“

„So fuhr ich“, schreibt er an seine Gattin, „(von Coburg her) das schönste Wiesental zur Seite bis Abend zwischen 8 und 9 Uhr nach Bamberg. Es ist die schönste Gegend von der Welt, und man errötet, wenn man an die Länder über dem Thüringer Wald zurück denkt. Der Tag war wunderschön; die Leute alle höflich, frisch, freundlich; nicht übertrieben im Fleiß; bei allen wars merklich, daß sie von eigener Muße zu leben mehr Begriff haben, als unsere geschundenen Thüringer Bauern . . . Goethe und Knebel können Dir von dem herrlichen Tal erzählen, das längs der Isar von Coburg hinunterläuft und an welchem sich Geistliche und Ritter mit ihren fetten weißen und blauen Ochsen wohl gelagert haben.“

Den Charakter der geistlichen Fürsten in Franken erfaßt er ausgezeichnet, wenn er im Hinblick auf Franz Ludwig von Erthal, der ihm eine Audienz gewährte, schreibt: „Es ist ein eigener Schlag von Menschen, mit unseren protestantischen Fürsten fast gar nicht zu vergleichen, und doch entseßlich Fürst; dabei aber Geistlicher, Bischof, Domherr, Präzeptor, Katholik, skrupelöser Landessvater und Landespfleger etc., von welchem allem in der Mischung wir keinen Begriff haben.“

Erlangen machte nach Bamberg einen niederschmetternden Eindruck auf ihn; es ist ihm ein kleinlicher, armeliger Ort, durch seine Universität verdorben. Nach Nürnberg kommt er mit der Erwartung, recht in die alten deutschen Zeiten der Kunst zurückversetzt zu werden. In der Tat bewundert er dann Dürer und die anderen Meister. Aber sonst erfährt man nichts sonderlich Rühmendes über Nürnberg; er fühlt „das Verfallende“ der alternden Reichsstadt. —

Aber schon fragen meine Leser: welchen Niederschlag hat denn fränkisches Land und Volk in der Dichtkunst jener Zeit gefunden? Bei der Herkunft der meisten bedeutenden Dichter des 18. Jahrh. aus nichtfränkischen Stämmen ist hier von vornherein nicht viel zu erwarten. Schiller verlegte den Schauplatz seines ersten Jugenddramas zum größten Teil nach Franken. Karl und Franz von Moor sind Sprossen eines fränkischen Grafengeschlechts. Aber man hat den Eindruck, als ob der Schauplatz der Handlung dorthin verlegt wurde, weil er eben irgendwo sein muß. Von lebendiger Beziehung zu Land und Leuten ist keine Rede. Auch hatte Schiller bei Abfassung der Räuber Franken noch nie gesehen. Dagegen verdankte der größte fränkische Dichter, Goethe, dem Stammeland seiner mütterlichen und väterlichen Ahnen gar viel. In den Gestalten seiner Werke lebt so viel an frän-

lichem Wesen wie in ihm selber, und es wäre der Mühe wert dem einmal genauer nachzugehen; freilich hat die zünftige Literaturgeschichte sich davon bis jetzt kaum etwas träumen lassen. Franken wird besonders in zweien seiner größten Werke, im einen sehr deutlich, im anderen mehr verschleiert, lebendig: im *Götz von Berlichingen* und in *Hermann und Dorothea*. Nach Schwarzenberg, nach Jäthausen, nach Bamberg, in den Spessart, nach Heilbronn führt uns die Handlung des *Götz*; der Held selber ist ein echter Vertreter des fränkischen Adels, und eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit in Franken, der Bischof von Bamberg, spielt eine Rolle, freilich ganz verzeichnet von Goethe, der den kundfreudigen, geistig hochstehenden Georg III., Erbschenken von Limpurg, offenbar zu wenig gekannt hat. Und fränkisches Blut pulsst durch Hermann und Dorothea. Ich will jetzt nicht die Frage aufrollen, welches bestimmte Städtchen Goethe als Schauspiel der Handlung im Auge hatte, wenn ich auch selber der Meinung bin, daß es Pößneck in Thüringen gewesen sein kann. Aber die Personen sind Franken in ihrem Charakter, und Dorothea selber ist es nach Goethes Schilderung auch äußerlich. Es gab damals für die Gesichtsbildung ein Ideal, das man als „fränkisch“ bezeichnete, sei es nun, daß diese Bezeichnung noch aus alter Zeit stammte, wo der herrschende Stamm eben der fränkische war, oder daß man auch in neuerer Zeit die fränkische Gesichtsbildung als besonders fein und schön empfand. In einem mittelalterlichen Volkslied, in dem die schönen Vertreterinnen der einzelnen deutschen Stämme humorvoll und zum Teil derb eindeutig gegeneinander abgewogen werden, heißt es in der 1. Strophe: Die Frewelein von Franken — dy sich ich alzeit gerne — Noch in stien mein gedanden — sy geben süßen Kerne. — Sy seind dy veinsten dirnen — wolt got, solt ich in zwirnen: spynnen wolt ich lernen.

Und *Herder* schreibt in einem der schon erwähnten Briefe von dem Kaiser-Grabmal im Bamberger Dom: „Der Kaiser Heinrich mit seiner geliebten Kunigunde liegen in Marmor vor dem hohen Chor. Er hat ein feines fränkisches Gesicht und sie ist auch nicht zu verachten gewesen.“ Nun bemerkt Friedrich Schubart, ein Freund Rückerts, einmal von dessen Frau: „Das gefällige Cirund ihres Kopfes und die angenehme Röte ihrer Gesichtsfarbe erinnerte mich an Goethes *Dorothea*, in deren Schilderung derselbe, wie ich auf einer früheren Reise durch Franken beobachtet hatte, den Idealtypus der fränkischen Gesichtsbildung gezeichnet zu haben scheint.“ Wir können hinzufügen, daß auch das schwarze Mieder, die Halskrause, die um silberne Nadeln gewickelten Zöpfe und der vielgefaltete blaue Rock von Goethe sehr wohl in Franken beobachtet worden sein kann:

„Der rote Laz erhebt den gewölbten Busen
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Cirund;
Stark sind vielmals die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unterm Laz der Rock an
Und umschlingt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.“

(Fortsetzung folgt.)